

Grosse Stadt oder Suburb?

Autor(en): **Schweisheimer, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **49 (1974)**

Heft 12

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-104467>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Frage, ob das Hauptquartier von grossen Industriegesellschaften und Wirtschaftskonzernen besser in der Stadt bleibt (wo es bisher war) oder in einen Vorort (Suburb) verlegt wird (was eine neuere Tendenz ist), beschäftigt heute die führenden Köpfe vieler Unternehmungen. Betroffen aber werden in erster Linie Tausende von Arbeitnehmer-Familien.

Die «New York Times» hat diesem Problem eine gründliche Untersuchung gewidmet, die im einzelnen von Deirdre Carmody ausgeführt wurde. Es wurden vor allem die Ursachen untersucht, die zwei führende Konzerne a) dazu brachten, in der Stadt zu bleiben, b) dazu zwogen, nach der Suburb zu ziehen.

In der Stadt bleiben?

Die beiden Konzerne sind Joseph E. Seagram & Sons mit ihrem Hauptquartier im Seagramgebäude in Manhattan, die sich für die Stadt entschlossen, und die Pepsicola Company, die ihr Hauptquartier nach Purchase verlegte, einer kleinen Suburb, etwa 30 Meilen ausserhalb New Yorks.

Seagram hat sich zu seinem Entschluss, in der Stadt zu bleiben, nicht leicht und leichtsinnig durchgerungen. Viele Monate lang wurde geprüft, ob ein Erweiterungsbau für 600 neue Angestellte nicht besser in eine Suburb zu verlegen sei. 17 Führungskräfte der Gesellschaft kamen nach langen Beratungen und Untersuchungen, zu dem einstimmigen Entschluss, es sei besser für die Gesellschaft, neue Quartiere in einem Wolkenkratzer nahe dem Seagram-Gebäude zu beziehen als aus Manhattan wegzugehen. Es war technisch nicht möglich, das Seagram-Gebäude zu erweitern.

Der Bericht, auf den sich diese Entschliessung stützte, stellte vor allem fest: es ist ein Trugschluss, dass Löhne und Gehälter in den Suburbs niedriger sind

als in der grossen Stadt. Es wurde die 36-Stunden-Woche in der Stadt mit der 39½-Stunden-Woche in den Vororten verglichen. Die Stundenlöhne waren praktisch identisch. Ein Hindernis für das Arbeiten in der Stadt ist die Furcht vor Überfällen. Sie verhindert Angestellte, Arbeiter und Vorgesetzte spät abends noch tätig zu sein. Hier offenbarte sich ein gewisser Optimismus, nämlich die Hoffnung, dass dieser Zustand sich in der Zukunft unter besserem Polizeischutz bessern wird.

Von den Gründen «für» und «wider» in dem Bericht seien noch folgende erwähnt:

- Man hört oft die Behauptung, die Produktivität in den Suburbs sei grösser, weil die Angestellten sich «glücklicher» fühlen, in der besseren, ruhigeren und saubereren Umgebung. Diese Auffassung wird als irrtümlich bezeichnet. Wenn ein Arbeitnehmer seine Arbeitsstätte erreicht hat, sind die Probleme von Schmutz, Lärm, Überfall und Übervölkerung nicht mehr wirksam. Er kann hier ruhig und unbesorgt tätig sein.
- Es wird behauptet, in der Stadt sei es heute schwieriger, neue Angestellte und Arbeiter zu bekommen. Tatsächlich waren in dieser Hinsicht bisher keine Schwierigkeiten festzustellen. Allerdings erwähnt der Bericht, dass in den letzten drei Jahren 45 Angestellte die Gesellschaft verliessen mit der Begründung, das «commuting» – das Fahren von ihrer Wohnung in den Suburbs zur Arbeitsstelle in der Stadt –, sei für sie zu kostspielig. Nur zwei dieser ausgeschiedenen Personen waren Führungskräfte.
- *Persönliche Kontakte* sind nach wie vor von Wichtigkeit für eine geregelte und gesunde Geschäftsführung. Täglich

Was ist besser und zweckmässiger: In der grossen, grauen, lärmigen Stadt zu arbeiten (und zu leben), in der Stadt, die zugleich auch Anregung, Kultur und Unterhaltung bietet – oder in den ruhigen, gepflegten, etwas langweiligen Vororten?



lich wird es notwendig, die Kaderleute anderer Gesellschaften zu treffen, mit Anwälten, Verwaltungsbeamten und Bankdirektoren zusammenzukommen, und das ist in der grossen Stadt viel leichter als in der Suburb. Wenn die Angestellten und Führungskräfte einer Gesellschaft ausschliesslich «unter sich» sind, so besteht die Gefahr, dass durch diese «Inzucht» allmählich ein Versinken in Routine stattfindet, eine gewisse Lethargie eintritt. Auf lange Sicht bedeutet das einen Rückgang der Produktivität.

In die Suburb ziehen?

Als Gegenstück wählte man im Bericht für die «New York Times» die Pepsico Inc. in Purchase, New York, einem kleinen Vorort New Yorks in landschaftlich reizvoller Umgebung. Die 1200 Angestellten und Führungskräfte der Gesellschaft, die dort tätig sind, stimmen überein in ihrer Zufriedenheit mit dieser Wahl der Arbeitsstätte. Sie lieben das Leben in der Suburb.

Die Pepsico-Gesellschaft siedelte vor zwei Jahren nach der Suburb über. Für viele war das ein schwerer Entschluss. 80% der Bürokräfte schieden damals aus der Gesellschaft aus. Umgekehrt blieben 80% der Führungskräfte bei der Gesellschaft.

Fast alle Angestellten kommen im eigenen Auto zur Arbeit, doch bestehen einige «car-pools». Ein grosser Park-

platz befindet sich nur zwei Gehminuten von den Neubauten.

Victor Bonomo, der Präsident der Pepsi Cola Company, bezeichnet die Übersiedelung nach der Suburb als vollen Erfolg. Die Produktivität hat zugenommen.

Es ist leichter, in der Suburb neue junge Mitarbeiter zu bekommen. Die Angestellten sind nicht so nervös und gespannt, wenn sie abends etwas länger bleiben sollen, weil sie nicht darauf angewiesen sind, einen bestimmten Zug oder Autobus zu bekommen.

Aber Mr. Bonomo gibt zu, dass für alles «ein Preis zu zahlen ist». Es besteht die Neigung, nur zu Angehörigen der eigenen Firma zu sprechen. Die für Geschäftsbeziehungen förderlichen mittäglichen Lunch-Besprechungen mit den Kaderleuten anderer Firmen kommen in Wegfall.

Und er fährt fort: «Man muss wirklich dafür arbeiten, allzugrosse «Inzucht» im eigenen Betrieb zu verhindern. Man muss vermeiden, aus dem Fenster zu schauen und zu träumen, wie gut das Leben sein könnte. Man muss es sich verkneifen, allzu oft auf die Apfelbäume in ihrer vollen Blüte zu blicken.»

Ersparnisse an Zeit und Geld

Als eine Ursache der Erhöhung der Produktivität in der Suburb wird das Fehlen von Restaurants und Einkaufsgelegenheiten in der Nähe der Arbeitsstätten bezeichnet. Viele Angestellte bringen ihren eigenen Lunch mit, und bei schönem Wetter verzehren sie ihn in den grossen Gartenanlagen der Gesellschaft im Freien. Zur Gesellschaft gehört eine grosse Cafeteria. Ein Lunch in der firmeneigenen Cafeteria nimmt erheblich weniger Zeit und Geld in Anspruch als ein Lunch in einem der um diese Zeit überfüllten Restaurants in New York oder einer anderen grossen Stadt.

Besonders wird das Wegfallen des «commuting» in den Suburbs gerühmt, – die Zeit, die dadurch erspart wird –, aber auch die ersparten Kosten. Wie Pepsi Cola feststellt, besteht keine Schwierigkeit, in den Suburbs geeignetes Personal zu bekommen. Viele junge Frauen und Männer wohnen in den Suburbs, und sie sind glücklich, eine Tätigkeit in ihrer Nähe zu bekommen. Das gilt auch für junge Führungskräfte.

Noch ein Wort über «Commutieren».

Angestellte und Arbeiter, die in der Suburb leben und in der Stadt beruflich tätig sind, müssen fünfmal in der Woche mit dem Zug oder Autobus oder Auto in die Stadt fahren und wieder zurück. Das kostet, wie berechnet wurde, im Durchschnitt 1½ Stunden des Tages, aber es kann bis zu 3½ Stunden dauern. Es ist ein Opfer, das von den Berufstätigen für die Freude an der grösseren Naturverbundenheit und für grössere Freiheit in den Suburbs gebracht wird. Aber wo sie können, suchen sie eine Gelegenheit, dieses Opfer zu vermeiden und in den Vororten selbst tätig zu sein.

Das Problem ist schwer einheitlich zu erfassen. Trotz des bestehenden Drangs nach den Suburbs wird neuerdings festgestellt, dass manche Zentralbüros von Industrie- und Wirtschaftskonzernen wieder nach der grossen Stadt zurückverlegt oder geplante Umsiedelungen nach Suburbia aufgegeben werden. Die Zentralisierung der grossen Unternehmen in der grossen Stadt bringt anscheinend eben doch erhebliche, praktische und für die Arbeitnehmer vielleicht auch gefühlsmässige Vorteile.

Walter Hungerbühler †

Kürzlich ist Walter Hungerbühler von einer grossen Zahl von Weggefährten das letzte Geleit gegeben worden. Er hat sowohl als Gründer und Präsident einer Baugenossenschaft in Basel wie auch als Vorstandsmitglied des Bundes Basler Wohngenosenschaften die genossenschaftliche Aktivität in der Rheinstadt in den letzten Jahrzehnten mitgeprägt.

Am 29. April 1900 in Rorschach geboren, in Weinfeld zur Schule gegangen, hat Walter Hungerbühler nach einer Bäckerlehre die Tätigkeit als Güterarbeiter in St. Gallen aufgenommen. Später war er in Uster und Kaiseraugst tätig. Seine Laufbahn bei den Bundesbahnen beschloss er als Hallenchef in Basel. Er ist ob seines «Aufstiegs» vom Bäckerburschen über den Hallenchef zum Zentralpräsidenten eines grossen Unterverbandes und zum Mitglied der Geschäftsleitung des Schweizerischen Eisenbahner-Verbandes nicht stolz geworden. Er

ist der einfache Mensch geblieben, der für alle da war, die seine Hilfe benötigten. Ob seiner offenen, geradlinigen Einstellung geachtet, genoss er überall, wo er auftrat, hohes Ansehen.

1947 gründete der Verstorbene die Baugenossenschaft des Bundespersonals, deren Präsidium er acht Jahre später übernahm und das er bis zu seinem Ableben innehatte. Gegen ein halbes Tausend Familien profitieren heute von diesem unermüdlichen Einsatz. Dass Walter Hungerbühler darüber hinaus seine Dienste auch dem Bund der Wohnbaugenossenschaften der Nordwestschweiz als Vorstandsmitglied seit 1965 zur Verfügung stellte, war für ihn eine weitere Selbstverständlichkeit.

Auch der Dachverband SVW konnte stets auf den Einsatz und das Interesse von Walter Hungerbühler zählen. Wir danken ihm für all dies!

